

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Arthur Miller

Presence

Sämtliche Erzählungen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhaltsverzeichnis

Vorwort: Eine Frage der Distanz 7

ICH BRAUCHE DICH NICHT MEHR

Ich brauche dich nicht mehr	15
Monte Sant'Angelo	62
Bitte nichts töten	79
Misfits	85
Jockey, Momentaufnahme	119
Die Wahrsagung	123
Ruhm	170
Schiffsschlossers Stunde	179
Suche nach einer Zukunft	228

UNANSEHNLICHE FRAU, EIN LEBEN

Unansehnliche Frau, ein Leben 247

PRESENCE

Bulldogge	289
Der Auftritt	300
Biber	322
Das entblößte Manuskript	331
Die Terpentindestilliererei	357
Presence	408

Ich brauche dich nicht mehr

Wiederholt war er in den letzten Tagen weniger gewarnt als auf ziemlich allmächtige Art belehrt worden, dass Gott diese Woche Freitag das Schwimmen verbot. Und heute war Freitag. Er hatte sich das Meer jeden Tag viele Male beguckt, und es war tatsächlich rauer und rauer geworden und die Farbe des Wassers ganz komisch. Nicht grün oder blau, sondern irgendwie grau und an manchen Stellen sogar schwarz, und jetzt, wo das Wasser vor Sünden kochte, hauten die Wellen so hart auf den Sand, dass der Kantstein, auf dem er saß, bis ganz in seinen Rücken rauf bebte. Irgendeine Verbindung kam unter dem Strand durch und verlief sich hier am Ende der Straße.

Die Wellen schlitterten heran wie große, trunkene Häuser, dann fielen sie platt aufs Gesicht und zerspritzten auf dem harten Sand. Er hielt in den schwellenden Fratzen der Brecher weiter Ausschau nach den bärtigen Sünden, die da draußen, wie er wusste, herumtrieben wie Seetang, und manchmal erhaschte er einen kurzen Blick. Sie waren wie Bärte, nur meterlang, und das Gesicht des Mannes, aus dem sie wuchsen, sah man nicht. Es waren irgendwie mehrere Bärte, aber sie gehörten alle zu demselben Gesicht. Als würde dort ein Mann knapp unter Wasser treiben, dann schnell wie ein Fisch verschwinden und wieder an einer anderen Stelle treiben. Weil nämlich heute und morgen Tischa beAv oder Rosch ha-Schana oder Jom Kippur oder einer dieser Feiertage war, von denen Grandpa und die anderen alten Männer irgendwie immer wussten, wann sie da waren – Tage, an denen sich alle herausputzten und er diesen Tweedanzug und eine Fliege und neue Schuhe tragen musste und alle den ganzen Tag lang nichts essen durften außer ihm, weil er noch keine sechs war und noch keine Hebräischstunden hatte. Wenn er erst sechs wäre, würde er außerdem Klavier- oder Geigenstunden haben, und

sobald er mit Klavier oder Geige angefangen hätte, würde er an einem Feiertag wie diesem auch nichts essen dürfen, genau wie sein Bruder nicht. Bis dahin aber durfte er seinen Bruder und den Vater in der Synagoge besuchen, musste aber nicht. Es zu tun war zwar richtig, aber wenn er ungeduldig wurde und raus wollte an die frische Luft, dann konnte er gehen, ohne dass ihm jemand Vorwürfe machte oder ihn auch nur beachtete. Er durfte praktisch alles, weil er immer noch erst fünf war.

Heute Morgen nach dem Frühstück, das er ganz allein an dem mit Wachstuch bespannten Küchentisch eingenommen hatte, nachdem sein Vater und sein Bruder zum Beten gegangen waren, hatte er beschlossen, danach den ganzen Tag keinen einzigen Bissen mehr zu sich zu nehmen. Aber um elf hatte seine Mutter ihm wie immer draußen ihr Marmeladenbrot hinterhergetragen und, als er es nicht essen wollte, gemeint: »Nächstes Jahr ...«, und da hatte er ihr zuliebe ein Auge zugeedrückt und gegessen. Es hatte gut, aber nicht köstlich-gut geschmeckt, und prompt war er böse geworden, weil sie es ihm aufgedrängt hatte. Dann war sie mittags wieder aufgetaucht, um ihn zum Essen zu rufen, und missmutig hatte er schon wieder gegessen. Und jetzt wünschte er sich hier auf seinem Kantstein, während er auf das Meer hinausstarrte und dem Donnergebrüll lauschte, wirklich sehr, sein Vater oder sein Bruder hätten ihm klipp und klar verboten, überhaupt zu essen. Das hätte er gekonnt. An der Seite seines großen Vaters und seines guten Bruders hätte er sogar den ganzen Tag ohne Wasser überstanden. So, wie er jetzt zum Beispiel nicht im Traum daran dachte, ins Meer zu gehen, obwohl ihn der Tweedanzug im Nacken und an den Schenkeln pikste und obwohl er es sich nicht verkneifen konnte, sich vorzustellen, wie prima sich das Wasser auf der Haut anfühlen würde. Seine Mutter hatte gesagt, es wäre in Ordnung, wenn er statt des Anzugs Baumwollshorts anzöge, aber er dachte gar nicht daran, das piksige Ding abzulegen. Ein Feiertag war ein Feiertag. Er versuchte, aus seinem Gedächtnis zu tilgen, dass er zu Mittag gegessen hatte. Er versuchte, Mordshunger zu haben, konnte sich aber an das Gefühl nicht genau erinnern. Wenigstens war er seit dem Mittagessen nicht wie sonst auf ein Glas Milch in den Bungalow zurückgekehrt. Er zählte nach und tröstete sich, halb überzeugt,

damit, dass er heute immerhin schon dreimal gefastet habe, dann wischte er etwas Sand von seinen Schuhen, um ganz rein zu sein. Gleich darauf aber fühlte er sich schon wieder rastlos; allein konnte er an nichts glauben, und er wünschte, sein Bruder oder sein Vater wäre da, um zu sehen, wie rein er war. Dann fiel ihm plötzlich ein, dass er, ohne sich groß beherrschen zu müssen, schon den ganzen Tag nicht in der Nase gebohrt hatte, und fühlte um sich Silberglanz. Nur war keine Menschenseele da, es zu sehen.

Das Meer donnerte weiter. Der Strand war weiß wie Salz und menschenleer. Es gab kein Eiswagenbimmeln, kaum mehr Autos vor den Bungalows an der Straße, weil schon September war, und die kleinen Veranden, eine genau wie die andere, waren fast alle leer. Es standen auch so gut wie keine Mülltonnen draußen. Wenn er in der Tasche die Hand an seinen Schenkel drückte, spürte er das verrostete Taschenmesser, das er letzte Woche im verlassenen Bungalow der Levines erbeutet hatte. Es war der beste Schatz, den er je zu Saisonende gefunden hatte, wenn er den anderen Jungen auf ihren Raubzügen folgte. Er fragte sich beiläufig, warum Mütter eigentlich immer so viele Haarklammern und haarige Seifenstücke zurückließen. Bei den Vätern waren es Rasierklingen, aber die steckten nicht in den Ritzen der Schubladen und unter Matratzen. Er fragte sich, warum Mütter verstummten oder das Thema wechselten, wenn er ein Zimmer betrat. Unter ihren Röcken war es dunkel. Väter redeten munter weiter, beachteten einen kleinen Jungen, der hereinschneite, so gut wie gar nicht, und bei ihnen war einfach mehr Licht.

Eine neue Seltsamkeit auf dem Meer zerstreute solche Erinnerungen. Er sah die Oberfläche sich aufrichten. Weit, weit draußen erhob sich ein Kamm so breit wie das Meer selbst, und es kündigte sich ein neues Grollen an, das tiefer war als alles, was er bisher gehört hatte. Er schoss herrlich erschreckt hoch, bereit, die Flucht zu ergreifen. Höher und höher wuchs der Kamm, bis da eine einzige, gerade Wand fast schwarzen Wassers stand. Niemand sonst sah sie, begriff er, nur er und der Sand und die leeren Veranden. Und jetzt kippte die Wand, schwer und steinhart, und er hörte sie fast vor sich hin kreischen, als sie kopfüber aufschlug und die Gischt hochspritzte wie fünfzig Gartenschläuche auf einmal. Er wandte sich ab, froh, dem Tod entron-

nen zu sein, und machte sich auf den Weg nach Hause, um zu berichten. Die freudigen Worte formten sich schon in seinem Mund. »Das Wasser ist ganz, ganz hart geworden, wie die Straße, und dann ging es hoch in die Luft, bis ich den Himmel gar nicht mehr sehen konnte, und dann, stell dir vor, dann hab ich den Bart gesehen!« Er blieb abrupt stehen.

Er war sich nicht sicher, plötzlich, ob er den Bart gesehen hatte. Er erinnerte sich, ihn gesehen zu haben, aber er war sich nicht sicher, ob er ihn wirklich gesehen hatte. Er stellte sich seine Mutter vor; sie würde ihm glauben, wenn er es ihr sagte, wie sie immer alles glaubte, was er von seinen Erlebnissen erzählte. Doch gleich beschlich ihn ein trauriges Gefühl und machte ihn unschlüssig, weil ihm einfiel, dass sie in letzter Zeit weniger begeistert war von dem, was er ihr erzählte. Zwar nannte sie ihn nicht einen Lügner, wie es sein Bruder Ben tat, oder fragte ihn aus wie der, bis unstimmmige Details alles verdarben. Aber in letzter Zeit war etwas an ihr wie nicht genau zuhören, nicht wie sonst immer. So dass er selbst bei ihr neuerdings ausschmücken musste, damit sie ihm überhaupt noch zuhörte, mit Sachen, von denen er wusste, dass sie nicht stimmten. Wie das mit dem Pferd vom Milchmann und der zertretenen Fliege. Es hatte wirklich eine Fliege zertreten, aber als sie zu seinem Bericht nur genickt hatte, hatte er außerdem gesagt, dass das Pferd dann noch mal den Huf gehoben, auf den Boden gesehen, gewartet und eine zweite Fliege zerstampft hatte, und sogar eine dritte. Sein blasses Gesicht verdüsterte sich. Wenn er ihr jetzt mit der Sache vom Meer kam, würde er wahrscheinlich sagen müssen, dass er unter Wasser nicht nur den Bart, sondern auch das Gesicht gesehen hätte, und womöglich die Augen beschreiben. Im Geiste sah er die Augen ganz deutlich – sie waren blau mit fetten weißen Lidern, und sie konnten durchs salzige Wasser glotzen, ohne zu blinzeln –, aber das war nicht dasselbe wie wissen, dass er die Augen wirklich gesehen hatte. Wenn sie es glaubte, dann hatte er sie wahrscheinlich wirklich gesehen, aber wenn sie nur nickte, wie sie es in letzter Zeit tat, ohne vor Staunen nach Luft zu schnappen, dann käme er sich am Ende lumpig und schlecht vor, weil es eine Lüge wäre. Mit ihr war es langsam fast so, wie seinem Bruder was zu erzählen. Er bekam eine Wut auf sie, während er dastand und danach lechzte, ihr we-

nigstens von der Welle zu erzählen. Für ihn geschah nur, wovon er erzählen konnte, und in letzter Zeit war es schwierig geworden, noch irgendwas zu erzählen.

Er ging an die Bungalowtür und betrat bitter vor Unschlüssigkeit das kleine Wohnzimmer. Er sah sie drüben in der Küche mit Töpfen hantieren. Sie warf ihm einen Blick zu und sagte: »Trink ein Glas Milch.«

Milch! Wo sein Vater und sein Bruder in diesem selben Moment in der Synagoge standen und mit rissigen Lippen und gelb vor Hunger zu Gott beteten. Er gab keine Antwort. Er konnte sich nicht einmal überwinden, in die Küche zu gehen, an den gesegneten Ort, wo er so gern mit dem Kinn auf dem kühlen Wachstischtuch saß, ihr beim Kochen zusah und von den erstaunlichen Dingen erzählte, die er draußen in der Welt gesehen hatte. Er hievte sich auf einen Stuhl am Esstisch, an dem er noch nie ganz allein gegessen hatte.

Nach kurzem Schweigen drehte sie sich um und entdeckte ihn dort. Ihre Brauen hoben sich, als sähe sie ihn unter der Decke schweben. »Was machst du da?«, fragte sie.

Als wüsste sie das nicht ganz genau! Verbittert senkte er den Blick auf die Tischplatte. Jetzt kam sie aus der Küche und blieb ein paar Schritte entfernt verdutzt stehen. Er sah sie nicht an, aber er konnte sie sehen, und wieder fiel ihm wie zum ersten Mal ein, dass sie in letzter Zeit komisch aussah, das Gesicht irgendwie schwammig. Ja, und sie bewegte sich anders, so wie jemand in einer sich langsam vorwärtsschiebenden Menschenschlange.

Sie blickte weiter mit gerunzelter Stirn wortlos auf ihn herab, und plötzlich wurde ihm bewusst, dass er der Einzige in der ganzen Familie war, einschließlich Vettern, der abstehende Ohren hatte. »Zieh die Ohren ein, Martin, wir fahren durch einen Tunnel!« Seine Onkel sahen mit einem Grinsen auf ihn runter – »Wo habt ihr *den* denn her? Nach wem kommt der denn?« Er ähnelte niemand, wurde ihm dort bei seiner Mutter klar. Da wurde das Gefühl noch stärker, dass er und seine Mutter sich ständig aus großer Entfernung sahen, an die er sich von früher nicht erinnern konnte. »Bist du krank?«, fragte sie schließlich und legte ihm die Hand auf die Stirn.

Er stieß ihre Hand weg und traf dabei seitlich mit dem Finger

ihren Bauch. Sofort wurde der Finger ganz heiß, und der Schreck bohrte sich ihm in den Magen wie ein Glassplitter. Sie hielt sich den Bauch, sog scharf die Luft ein, und beinahe konnte er hören, wie sie innerlich zusammenzuckte, dann drehte sie sich weg, um wieder in die Küche zu gehen. Er riskierte einen Blick in ihr schon halb abgewandtes Gesicht. Es war still verschlossen, und still kehrte sie an den Herd zurück. Sie schrie ihn in letzter Zeit nicht einmal mehr an, begriff er plötzlich, und sie zog sich auch nicht mehr an, wenn er bei ihr im Schlafzimmer war, sondern ging dazu ins Ankleidezimmer und sprach mit ihm durch die fast geschlossene Tür. Er wusste, dass er das nicht merken durfte, so wenig wie Ben und Papa. Und da wurde ihm klar, dass er auch nicht merken durfte, dass sie ihn gar nicht mehr anschrie, und er glitt von seinem Stuhl und wusste nicht, wohin mit sich und der Gänsehaut dieser heimlichen Erkenntnis.

»Willst du nicht mal deine Shorts anziehen?«, rief sie aus der Küche.

Ein Schluchzen verknotete ihm den Bauch. Shorts! Ausgerechnet jetzt! Wo Ben und Papa in der Synagoge in ihren Wollanzügen tausendmal aufstehen und sich wieder setzen mussten! Wenn es nach ihr ginge, dürften die Leute tun, was immer sie wollten – wo doch der lange Bart im Wasser trieb, das Meer so rau und so wild war! Sie sollte mal wagen, Papa und Ben vorzuschlagen, in ihre Shorts zu schlüpfen!

»Mach doch, Schatz«, sagte sie, »sie liegen in der obersten Schublade deiner Kommode.«

Der Stuhl, auf dem er gesessen hatte, schlitterte und schrappte über den Fußboden. Er hatte offenbar nach ihm getreten und schielte nun zur Küchentür hinüber; sie hatte sich umgedreht, im Blick erschreckte Belustigung.

»Was hast du nur?«, fragte sie. Ihre Falschheit sirrte wie Mücken um sein Gesicht.

Er schlurrte zur Bungalowtür und stieß sie so heftig auf, dass die Feder jaulte.

»Martin?« Sie schoss schneller durchs Wohnzimmer, als er gedacht hatte, aber obwohl er am liebsten weggerannt wäre, stolzierte er voll Hochmut über die Veranda. Er fühlte sich sehr gerecht, weil er

ihr gegenüber auf den Regeln beharrte. Hinter ihm jaulte die Türfeder, und gerade, als er die erste Stufe nahm, packte sie mit einem raschen Griff seine Schulter. »Martin!« Ihre Stimme war gleichermaßen Klage wie Anklage, drang in seine stillsten Gedanken und zerschmetterte seine Rechtschaffenheit. Er versuchte, sich ihr zu entwinden, aber sie hielt ihn am Kragen und zog, bis ihm der Jackenknopf unterm Kinn saß. »Martin!«, schrie sie ihm jetzt ins Gesicht.

Hell empört über die Demütigung und darüber, wie respektlos sie den Anzug behandelte, den er so sorgsam trug, schlug er mit aller Kraft nach ihrem Arm. »Lass mich los!«, schrie er.

Sein Schlag entfesselte ihren Zorn. Sie packte sein Handgelenk und hieb auf die ungezogene Hand ein, wieder und wieder, bis es brannte und er im Versuch, sich zu befreien, stolperte und auf dem Po landete. »Du kriegst von Papa was mit dem Gürtel!«, kreischte sie ihn an, mit Tränen in den Augen.

Papa! Sie würde es Papa sagen! Seine Verachtung rückte ihr zeterndes, verzerrtes Gesicht kilometerweit weg, und vor ihm tat sich ein seelenruhiger Weg voll Licht auf. Mit bebendem Kinn, die schwarzen Augen vor Hass verengt, schrie er: »Ich brauche dich nicht mehr!«

Ihre Augen weiteten und weiteten sich, ein Skandal. Er staunte; auch jetzt fand er die Worte nicht schlimm, nur wahr: wenn sie ihn nicht brauchte, brauchte er sie auch nicht. Aber da stand sie mit offenem Mund, die Hand an der Wange, und blickte mit einem Entsetzen auf ihn herab, das er sich bei einem Menschen im Traum nicht hätte vorstellen können. Er verstand es nicht; nur Lügen waren entsetzlich. Sie wich einen Schritt zurück, sah ihn an, als wäre er vollkommen fremd, zog die Tür auf und verschwand leise im Haus.

Hinter sich hörte er das Meer tosen, ein Geräusch, das ihm vertraut auf den Rücken klopfte. Er rappelte sich hoch, seltsam erschöpft. Er lauschte, hörte aber von ihr keinen Mucks, kein Weinen. Er stieg die Stufen hinunter und ging die paar Meter Gehweg zum Sand weiter, zögerte, weil es ihm widerstrebte, seinen Glanz zu verderben, betrat aber dann trotzdem den Strand. Er wusste, dass er schlecht war, aber nicht, warum. Er näherte sich dem verbotenen Wasser. Es schien ihn zu sehen.

Hier war er für sich. Die steife Brise würde ihre Stimme abschnei-

den, wenn sie nach ihm rief, außerdem fiel ihm ein, konnte sie gar nicht mehr hinter ihm herrennen. So wie sie nicht mehr mit ihm um den Tisch tanzte oder ihn morgens zu sich aufs Elternbett springen ließ, und wenn er sich wie früher von hinten an sie heranschlich, um sie zu umarmen, dann entwand sie sich rasch seinem Klammergriff. Nur hatte außer ihm niemand ihr neues Benehmen bemerkt, und das Wissen war irgendwie gefährlich. Papa wusste es nicht, Ben auch nicht, und während er am Rand des nassen Sands entlangging, geborgen im Brüllen der sich überstürzenden Wellen, presste er eines seiner Ohren an den Kopf und sprach stumm seinen Wunsch aus: Wenn er nur wie sein Vater und sein Bruder *aussähe*! Dann würde er nicht wissen, was er nicht wissen durfte. Seine Ohren waren schuld. Weil er so anders aussah, sah er andere Sachen als sie und hatte Kenntnis von Dingen, die ein guter Junge nie hätte. Wie das mit dem Zahnarzt.

Harte Brocken im Hals schnürten ihm die Luft ab, so sehr wehrte er sich gegen die Erinnerung an jenen schrecklichen Tag. Ein unerwartet langer Wellenausläufer umspülte seinen Schuh, er sprang zurück. Dann bückte er sich und war erst einmal damit beschäftigt, den Schuh mit der Hand abzuwischen. Wobei ihm klarwurde, dass er das üble Wasser tatsächlich angefasst hatte. Er roch an seiner Hand. Es roch nicht schlecht. Vielleicht ging es ja darum, dass Gott heute im Wasser war und keiner zu ihm hinein durfte, also nicht, dass das Wasser stinkend schlecht war, nur eben verboten. Er wich ein paar Meter vom Wasser zurück und setzte sich in den Sand, wo sich das Bild vom Zahnarzt mit dem Schauer darüber, das Wasser berührt zu haben, vermischte und er sich einer Art lustvoller Angst hingab.

Ganz deutlich hatte er den Gehweg vor ihrem Wohnblock in der Stadt vor Augen – seine Mutter auf dem Heimweg, er dicht an ihrer Hüfte –, hörte die braune Papiertüte mit den Lebensmitteln auf ihrem Arm knistern. Er erinnerte sich noch gut, wie es war, mit ihr zu gehen und nicht darüber nachdenken zu müssen, wo er abbiegen, wann er stehenbleiben, wann er sich beeilen oder langsamer werden sollte. Sie waren wie verbunden, und er einfach da. Und dann, plötzlich, waren sie stehen geblieben. Beim Hochblicken hatte er das Gesicht des Fremden nah bei ihrem gesehen. Und von der Wange des

Mannes fiel eine Träne an Martins Nase vorbei. Sie hatte irgendwie so komisch halblachend gesprochen, mit einer gepressten Erregung, und sich dabei sehr gerade gehalten. Und der Fremde hatte sie beim Vornamen genannt. Hinterher, in der Lobby, als sie auf den Aufzug warteten, hatte sie mit demselben atemlosen Lachen gesagt: »Ach, der war ja so in mich verliebt! Ich hätte ihn beinahe geheiratet, stell dir vor! Aber Grandpa hat ihn weggeschickt. Er war bloß Student. Ach, die Bücher, die er mir immer gebracht hat!«

Trotz der brüllenden Wellen hörte er über sich ihre erregte Stimme genau so, wie sie in der Lobby des Wohnblocks geklungen hatte. Und er wurde wieder rot vor Scham, einer Demütigung, die nicht von einem Gedanken oder dem Ereignis selbst kam. Er konnte sie sich nicht wirklich mit dem Zahnarzt verheiratet vorstellen, weil sie doch Papas Frau war, sie war Mama. Genau genommen konnte er sich kaum wirklich an etwas erinnern, was sie an jenem Tag gesagt hatte, nur an ihr Lachen und an die Erregung in ihrem Atem, als sie sich vom Zahnarzt verabschiedet und die Lobby betreten hatten. Er hatte ihre Stimme so noch nie gehört, und er hatte daraufhin sofort beschlossen, sich niemals anmerken zu lassen, dass er den neuen Ton und die ziemlich seltsame Frau, von der er kam, bemerkt hatte. Hinter seiner Scham lauerte der Schrecken, dass sie Gedanken hatte, die Papa nicht hatte. Seit jenem Tag sah er sich als kleiner Hirte, der große Tiere zu hüten und sie vor sich selbst und vor dem Wissen um ihre eigentliche Kraft zu schützen hatte. Und auch wenn er mal außer Sichtweite spielte oder sogar mit ihnen herumalberte und rangelte, vergaß er doch nie, dass seine Flöte im Grunde nichts ausrichten könnte gegen ihre schlummernde Gewalt, wenn sie erst begriffen, dass sie nicht ein und dieselbe Person, sondern verschiedene waren, nicht eines Sinnes, wie sie glaubten, sondern in der Lage, ganz anders zu reden und zu atmen, sobald sie einander aus dem Blick verloren. Er allein wusste das, und es war allein seine Aufgabe, sie vor diesem Wissen zu schützen und darüber im Unklaren zu halten, dass sie nicht mehr die waren, die sie gewesen waren, bevor der Zahnarzt Mama auf der Straße ansprach.

Und wie immer, wenn er an den Fremden dachte, musste er an den Tag danach denken, den Sonntag, als die ganze Familie spazie-

ren gegangen war und er, kaum dass sie diese gewisse Gehwegplatte erreicht hatten, den Atem anhielt, überzeugt, dass, sobald Papas Schuhsohle aufsetzte, ein Brüllen und Donnern die Luft zerschmettern würde. Aber Papa war unbekümmert über die Platte spaziert, hatte gar nichts gemerkt, und Mama auch nicht, so dass Martin klar seine Pflicht erkannte: Er war ausersehen, über sie zu wachen. Denn obwohl Mama sich gegenüber dem Fremden ja wirklich so benommen hatte, war sie sich der wahren Bedeutung irgendwie nicht bewusst, nicht so wie er. Von nun an durfte er sie zu keiner Zeit in irgendeiner Weise die wahre Bedeutung dessen, was sie getan hatte, erkennen lassen: dass sie nämlich, statt bei der Bemerkung: »Der war ja so in mich verliebt! Ich hätte ihn beinahe geheiratet« erregt zu lachen, hätte schreien und zetern und ganz schlimm erschrecken müssen. Aber das würde er ihr niemals sagen.

Und nun flackerte und verschwamm ihm wie immer alles vor den Augen, wenn er zum letzten Teil kam, nämlich der Vorstellung, was passieren würde, wenn Papa jemals herausfand nicht nur, was sich ereignet hatte, sondern dass er, Martin, das Geheimnis kannte. Papa würde aus seiner vollen Größe auf ihn herabsehen und vor Schmerz und Schrecken brüllen: »Mama hätte beinahe den Zahnarzt geheiratet? Was bist du nur für ein schlimmer Junge, dass du dir so etwas ausdenkst! Waaaaahhh!« Und er würde von dem Brüllen verschlungen werden. Dieser quälende Gedanke brachte ihn schnell auf die Beine.

Er ging am Meer entlang, hob winzige Schneckenhäuser auf und zerrieb sie zu Pulver, er warf Steine und Stecken, aber eine böse Vorahnung blieb. Langsam holte ihn die Erinnerung wieder ein, dass er seine Mutter noch nie so entsetzt gesehen hatte wie eben. Er hatte sie viele Male in den Wahnsinn getrieben, aber nicht so, nicht mit so einem Ausdruck in den Augen. Er hatte ihre Zähne gesehen, als sie ihn schlug. Das hatte es so bisher noch nie gegeben – mit Zähnen.